Federn und an den Beinen klapperten Büschel von Fruchtkernen. Eine Anzahl von Spangen an Armen und Beinen vervollständigten die Ballettausrüstung, wie sie in dieser Umgebung geschmackvoller kaum gedacht werden konnte. Und nun begann ein Tanz, richtiger eine Reihe Tanzfiguren, die an Leidenschaftlichkeit, an Grazie und rasender Schnelligkeit der Bewegungen alles bisher Vorgeführte überboten. Die Mi-Sjanga, Männer wie Weiber, verschlangen mit glänzenden Augen jede Bewegung und spendeten in höchster Begeisterung nach jedem Tanz stürmischen Beifall. Bald war die Tänzerin in Schweiß gebadet; aber unermüdlich tanzte sie weiter; immer neue Figuren brachte sie, immer lauter wurde das Beifallsgebrüll, und die Trommeln vollführten einen Höllenlärm. Erst nach Mitternacht zogen wir uns zurück, nachdem wir die Hauptdarsteller beschenkt hatten; aber lange nachher noch hörten wir vom Dorfe her durch die neblige Nacht den Lärm, der erst verstummte, als der Morgen dämmerte.

Intimes vom Pariser Scharfrichter.

ml. „Monsieur de Paris", wie man Herrn Deibler nennt, ist kein Schwätzer und liebt es nicht, wenn er seines traurigen Amtes waltet, sich in Unterhaltungen einzulassen. Trotzdem gelang es, wie der „Gaulois" zu erzählen weiß, einmal einem Präfekten, den schweigsamen Scharfrichter aus seiner Ruhe heraus zu manövrieren. „Ich möchte gern etwas von Ihnen über das Benehmen Ihrer Klienten hören, Herr Deibler", fragte der wißbegierige Präfekt. „Vom psychologischen Standpunkt aus?" fragte Deibler zurück, die harten blauen Augen starr ins Weite gerichtet. „Ja, gerade das mein ich", „Es gibt drei Arten Delinquenten. Da sind zunächst die Tapferen oder die sich, was auf dasselbe hinausläuft, so stellen. Dann kommen die Schwachen, die Waschlappen, die auf die Guillotine getragen werden müssen. Das sind die zahlreichsten." „Und die dritte Kategorie?" „Die dritte Kategorie bilden die Pomadigen, die nie fertig werden. Diejenigen, die stets im letzten Augenblick noch das unabweisbare Bedürfnis haben, eine letzte Zigarette zu rauchen, dem Wärter die Hand zu drücken, ihrem Verteidiger einen Kuß zu geben, dem Geistlichen ein Geheimnis anzuvertrauen, ihrer Mutter einen letzten Brief zu senden.

Ein anderes Bild! Der Tag der Hinrichtung ist angebrochen. Der Verurteilte hat den Wunsch geäußert, die Messe zu hören. Der Präfekt wohnt der heiligen Handlung bei. Der Verurteilte sitzt stumpf und starr auf seiner Bank, wenige Schritte vom Präfekten und dem Henker entfernt. Am Ende der Zeremonie tauchen rechts und links von ihm zwei Gehilfen des Scharfrichters wie zwei schwarze Engel aus dem Hintergrunde. Der Präfekt flüstert dem Monsieur de Paris die Worte ins Ohr: „Wird es lange mit ihm dauern! Deibler neigt sich leicht über die Bank, um den Verurteilten ins Auge zu fassen und murmelt: „Zwei Minuten, Herr Präfekt!" Der traurige Akt vollzieht sich in üblicher Weise. Jedem der Anwesenden ist das Herz beklommen. Jeder bedauert, hergekommen zu sein. Kalt und gleichgültig steigt Deibler vom Blutgerüst und sagt im Vorbeigehen zu dem Gefängnisaufseher: „Teufel auch, Sie füttern die Gefangenen zu gut. Wie viel Blut der hatte!" Mit den Worten, die nicht eben von besonderer Gemütsbewegung zeugen, entfernt er sich. Und wohin lenkt er seinen Schritt? Zu den Antiquitätenhändlern der Stadt. Deibler ist ein leidenschaftlicher Sammler allerhand alter Nippessachen und Raritäten, insbesondere von alten Geweben. Er liebt diese alten vergilbten Farbtöne, diese schönen leblosen Blumen. Es ist ein Kuriosum, daß der Mann, der Jedem aus dem Auge geht, der unwillkürlich zurückweicht, wenn man Miene macht, ihm die Hand zu reichen, gerade die alten, gebrechlichen Dinge liebt, die ein schwacher Druck zu zertrümmern vermag. Für sie ist er ganz Güte und Gefühl, und man kann es im Grunde verstehen, daß das Herz eines Menschen, der sich von seinesgleichen so scharf unterscheidet, sich den leblosen Dingen zuwendet. Von ihnen hat er nichts zu befürchten, weder Verachtung noch Abscheu, von ihnen kommt ihm nur Freude und Vergnügen. Und die Dinge schmiegen sich ahnungslos in seine Hand: sie wissen ja nicht, wer sie liebkost.

•

Vanille gegen Tuberkulose.

Der „Gaulois" bringt auf Grund mündlicher Angaben, die ihm von Aerzten aus Havanna gemacht wurden, eine Mitteilung, die angesichts des Kampfes der internationalen Wissenschaft gegen die Tuberkulose besonderes Interesse erheischt. Wie die kubanischen Aerzte dem Gewährsmann des Gaulois erzählten, ist nämlich die furchtbare Krankheit unte den auf den Vanilleplantagen Mexiks beschäftigten Arbeitern eine unbekannte Erscheinung. Selbst jene Arbeiter, die, bereits mit dem Schwindsuchtskeim infiziert, ankamen, konnten nach kurzem Aufenthalt in den Pflanzungen eine sichtliche Besserung ihres Krankheitszustandes konstatieren. Der Wissenschaft bleibt die Feststellung vorbehalten, ob die Besserung im Befinden der Kranken auf das Einatmen des Staubes, den die Vanilleschoten im Verlaufe des Eintrocknungsprozesses abgeben, zurückzuführen ist, oder als Ergebnis der günstigen klimatischen Verhältnisse anzusehen ist.

— Und der Dackel? Der Förster vom Oberdorf hat einen jungen Praktikanten zum Abrichten erhalten. Beim Hirschenwirt sitzen beide vor einer frischen Maß, der Alte erzählt, und aufmerksam lauscht der Junge, bereit, beim ersten Seitensprung ins Jägerlatein dazwischenzufahren. „Also i geh da vorgestern mit mein Dackl zum Bergbauern aussi. Da Maletzidacki alleweil fünfzig Schritt voraus. Auf a mal stößt a Stoaadler runter, grad auf mein Dackl, hot'n scho und in d'Höh damit. I b'sinn mi nöt lang, reiß 's G'wehr runter und laß's leuchten. Hats di, du Rauber! Kimmt der Stoaadler schon runter." — „Und der Dackl?" fragt gespannt der Praktikant, der den armen Hund schon zerschmettert auf dem Boden liegen sieht. — „Der is weiter g'flog'n!!"

— Gebildet. In einer Gesellschaft war vom Herzog von Orleans die Rede. Eine Dame wollte ihre Belesenheit zeigen und sagte: „Den Herzog kenne ich nicht, aber von seiner Tochter, der Jungfrau von Orleans, habe ich schon manches gehört."

— Bettlerfrechheit. Bettler: „Mein Kollege sagte mir, Sie hätten ihm fünf Pfennige geschenkt, weil er nur einen Arm hat." — Hausfrau: „Na, und — " — Bettler: „Na, da werden Sie mir doch zehn Pfennige geben, ich habe zwei Arme."

Rätselecke.

Stammtisch-Scherz.

e Sekundenzeiger

Was ist das?
Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Abstrichrätsels von voriger Nummer:
Pfingstferien.
Pfad, Hering, List, Ziffer, Diener.

Druck und Verlag der Bernh. Hofmannschen Buchdruckerei in Wildbad. — Verantwortlich: E. Reinhardt daselbst.

Der Erzähler vom Schwarzwald

Unterhaltungs-Blatt

zum

Freien Schwarzwälder.

Nr. 39. Wildbad, Samstag, den 17. Mai. 1913.

Gib!

Bis du überflüssig hast,
Warte nicht mit deinem Geben.
Bist zu kurzer Erdengast
In dem rasch verflogenen Leben.

Den macht Liebe reich, der liebt;
Eh' er hatte, wird er haben.
Nur, wer vom Zuwenig gibt,
Gibt sich reich mit feinen Gaben.

Gustav Schüler (in der „Hilfe").

Die Krone des Lebens.

6) Roman von Maximilian Böttcher.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Ulla", brummte Frau Vollrath, „die vom Schloß haben heute wieder Parforcehetze gehabt, oder wie sie das Ding nennen."

Die Dame im hellgrauen Kleid galoppierte eben an, rief lachend über die Schulter weg eine Bemerkung zurück, und sogleich sprengte ein auffallend großer, sehr hagerer Herr ihr nach, ohne daß es ihm gelungen wäre, so rasch, wie er es wohl wünschen mochte, an ihre Seite zu kommen.

Als die Dame am Vollrathschen Hause vorübergaloppierte, durchzuckte es Heinz wie ein elektrischer Schlag; denn er erkannte in ihr das schöne Fräulein Friedrich, das auf der gestrigen Fahrt von Fuchsendorf nach Fichtenwalde seine Coupégenossin gewesen war. Heinz folgte der pfeilschnell vorüberhuschenden Gestalt mit trunkenen Augen; und wieder war es ihm, als hätte sich plötzlich in seinem Herzen ein Licht entzündet, das mit großer, brennender Flamme sein ganzes Inneres erfüllte.

„Der . . . der Hopfenstock, der dem Fräulein da nachreitet auf seinem hochbeinigen Fuchs, ist unser neuer Forstmeister, Baron von Bannemann", sagte Frau Vollrath in ihrer derb-drastischen Weise. „Auch so einer, der die armen Leute am liebsten mit Hunden aus der Heide jagen möchte, wenn sie sich eine Hucke voll Holz oder einen Korb voll Beeren sammeln. Dabei hat er selber nichts wie Schulden über Schulden. Na, er wird wohl denken, wenn er erst das Fräulein Friedrich geheiratet hat, dann wird sie der Kommerzienrat schon bezahlen müssen."

„Ist er denn mit dem Fräulein verlobt?" fragte Heinz mit tonloser, beklommener Stimme.

„Noch nicht, aber es soll ganz nahe daran sein. Jedenfalls vergeht kaum ein Tag, wo er nicht oben ist auf 'm Schloß."

Eben zog der Haupttrupp der Jagdreiter in dem gemächlichen Tempo der Heimkehr vorüber.

„Der da ganz hinten, der Kleine mit dem großen Schnurrbart — eben dreht er sich nach den Hunden um — das ist der Kommerzienrat", kommentierte Frau Vollrath weiter.

„Hat er noch mehr Kinder, oder nur die eine Tochter?" fragte Heinz, nur um etwas zu sagen.

„Einen Sohn noch . . . so von sechzehn, siebzehn Jahren."

„Hm —". Heinz blickte der bunten Kavalkade nach zu ihren beiden Seiten, immer mitten durch den dicken Sand der Sommerwege, lief ein großer Haufe barfüßiger und ärmlich gekleideter Kinder, die nicht müde wurden, den Reitertrupp mit lautem Zuruf zu umjubeln, gleich als käme er aus siegreich bestandenem Feldzug heim.

Doch sah und hörte Heinz das alles wie durch einen dicken Nebel; seine Gedanken waren bei der schlanken Gestalt der schönen Amazone, die ihm Herz und Sinne wie mit einem Zauberbann umstrickt hielt.

4. Kapitel.

Während Fichtenwalde mit seiner breiten, schnurgeraden, linden- und kastanienumsäumten Straße, mit den hübschen, gepflegten Vorgärten vor den sauberen, größtenteils massiven Häusern, und nicht zum wenigsten mit seiner schönen, altertümlichen Kirche, die vor mehr als zweihundert Jahren der fromme Fichtenwalder Graf auf seine Kosten hatte erbauen lassen, als das Muster eines freundlich anheimelnden märkischen Bauerndorfes erschien, stellte sich Schönaue, das zweite Dorf des Pfarrsprengels, mit seinen kahlen Fabrikgebäuden, seinen elenden Fachwerkhütten, dem ewigen Schmutz der regellos angelegten, baumlosen, ungepflasterten Straßen und dem grau gekalkten Rechteck der turmlosen, umsaubar nüchternen Kirche als das Zerrbild einer menschlichen Kulturstätte dar. Und überwog in Fichtenwalde die Zahl der gesunden, kräftigen Menschen, denen die Arbeit in Gottes freier Natur die Lungen frisch und die Gesichter rot erhielt, so sah man in Schönaue größtenteils magere, schmalbrüstige, vorzeitig gebeugte Gestalten, denen die Stickluft und der ätzende Staub der Fabriken, die verheerende Atmosphäre des Bergwerks und der niemals aussetzende Kampf mit Sorge und Not die Wangen schmal und blaß gemacht hatten, und deren blutleere Lippen und tiefliegende, müde Augen nur allzuoft die Merkmale der Schwindsucht oder anderen unheilbaren Siechtums trugen. Selbst die Kinder, welche schmutzig und zerlumpt die Schönauer Straße bevölkerten, erschienen saft- und kraftlos und ohne rechte Freude und Lust am Leben.

Hierher vor allem trug Heinz Vollrath wieder und wieder sein Herz, das von Mitleid mit den Armen, von gütigem Verstehen, von allen Tugenden christlicher Bruderliebe überströmte.

Nur ein kleines Häuflein war es, das an den ersten Sonntagen zu seinem Gottesdienst in die kahle, jeglichen Schmuckes bare, eher einem Stall als einer geheiligten Stätte gleichende Schönauer Kirche zusammenkam. Aber wo der alte Pfarrer Reichardt Zorn und Strafe gepredigt hatte über alle, die sich nicht still und ohne Murren in das ihnen vom Himmel zuerteilte Los fügen wollten, da predigte Heinz Begreifen und Verzeihen, Güte und Versöhnung. Und der Gott Reichardts, der hier in Schönaue immer der strenge, eifrige Gott gewesen, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, wandelte sich in Heinz Vollraths Worten in den milden, allgütigen Vater, der seinen, zur Erlösung der Sünder in die Welt gesandten Sohn sagen läßt: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken." Und niemals — ob Heinz nun von dem stillen, die Seele mit reinen Wellen durchströmenden Glaubensleben sprach, oder ob er den wildtobenden Daseinskampf zum Gegenstand seiner Kanzelrede machte — niemals stellte er sich über seine Hörer, immer wurde er in allem Leiden, Sorgen und Streben ganz

einer der ihren, und immer wurde seine Predigt, die stets nach oben wie nach unten zu Frieden und Ausgleich mahnte, von den rauschenden Fittichen der Begeisterung getragen, der keine andere Macht an Wirkung gleichkommt, wenn es zu erschüttern und zu überzeugen gilt.

Wie Tau auf verdorrende Blumen fielen seine Worte auf die von Not und Leid, von Groll und Trotz verhärteten Herzen der wenigen Schönauer, denen Reichardts ständige Zorn- und Strafgerichtspredigten die Lust am Kirchengehen noch nicht völlig verleidet hatten; und die einmal — wenn auch nur aus Neugierde — zu Heinz in den Gottesdienst gekommen waren, kamen, angezogen von dem Bann seiner starken Persönlichkeit, wieder und brachten andere mit, denen sie von dem Hohenlied der Nächstenliebe, das der neue Geistliche predigte, wie von einem Wunder gesprochen hatten.

Aber nicht auf die Predigt allein gründete Heinz Vollrath seine Seelsorge.

In die Hütten der Ärmsten und Elendesten ging er, ließ sich durch unfreundlichen, widerwilligen Empfang nicht abschrecken, sondern überschritt wieder und wieder die Schwellen, hinter denen Not und Sorge kauerten. An den Betten der Siechen und Kranken saß er stundenlang, ja nächtelang, ohne die Ansteckungsgefahr durch Schwindsuchts- und Typhusbazillen zu fürchten. Und nicht nur Glaubensworte und Himmelstrost brachte er mit, sondern auch eine stets wache und freudige Hilfsbereitschaft in praktischen Dingen. Immer legte er selbst mit Hand an, wenn es einen Kranken umzubetten oder Wunden zu reinigen und neu zu verbinden galt; und auch an Geld und Geldeswert brachte er, was er irgend bringen konnte. Fast sein volles Vierteljahrsgehalt — Onkel Nagel berechnete ihm für Miete nichts, für Kost nur ein ganz Geringes — gab er in den ersten vier Wochen hin, um darauf ohne Zögern und Besinnen auch die Ersparnisse anzugreifen, die er während seines Aufenthaltes in China gemacht hatte.

Auf die, welche dem Geist des Unglaubens noch nicht gänzlich verfallen waren, blieb Heinz Vollraths selbstlose Güte nicht ohne tiefen Eindruck.

Wilhelm Bartikow aber verkündigte in den Gastwirtschaften und in den Versammlungen:

„Was soll euch das? Das ist ein Almosen, das euch ein einzelner hinwirft. Das kann euch nicht rühren, sondern nur beschämen und beleidigen. Denn hundertmal mehr, als dieses einen Gnade und Barmherzigkeit euch spendet, habt ihr als euer gutes Recht zu fordern, ohne vorherige Bitte und ohne nachherigen Dank."

Aber er ging Heinz Vollrath aus dem Wege, soweit er nur konnte; und es gelang diesem nicht, den Jugendfreund zu einer Unterredung zu stellen, soviel Mühe er sich auch darum gab. Trat er durch die Vordertür bei Bartikows ein, so konnte er sicher sein, daß Wilhelm das Haus durch die Hintertür verlassen würde. Und einmal, als er ihn auf dem dunklen Flur traf und ihn mit raschem Griff am Arm packte, riß Wilhelm sich mit heftiger Gebärde los und rief:

„Bleib mir vom Halse. Ich lasse mich doch nicht von dir einfangen."

Seltsamerweise erfuhr Heinz im Lauf der Wochen von des alten Bartikow Seite sehr viel größeres Entgegenkommen; ein Entgegenkommen allerdings, wesentlich darin bestehend, daß der Bauer, nach wie vor ganz Hochmut und gnädige Herablassung, den jungen Geistlichen, so oft er seiner irgend habhaft werden konnte, in religiöse Gespräche zu ziehen und ihn dabei „gehörig aufs Glatteis zu führen" suchte, wie er das in seiner eitlen Selbstgefälligkeit nannte. Die Freundschaft ging mitunter so weit, daß er Liese — seine „Kammerzofe" — ins Schulhaus hinüberschickte und sagen ließ, der Herr Pastor möchte sich doch mal ein halbes Stündchen Zeit nehmen, Herr Bartikow hätte über eine „neue" Frage mit ihm zu „dischkurieren". Und Heinz folgte der Aufforderung, so oft es ihm möglich war. Denn das, was der Bauer am hitzigsten bekämpfte: „die sogenannte göttliche Gerechtigkeit" war ihm so heilige, felsenfeste Gewißheit, daß er um den Preis, sie allen Menschen zu eigen zu machen, mit Freuden sein Leben hingegeben hätte.

Zu Anfang hatte Heinz geglaubt, der Bauer wäre durch den Einfluß Wilhelms in seinem Glauben angekränkelt worden. Bald aber erfuhr er aus den Reden des Alten und aus gelegentlichen, halb unbedachten Äußerungen, die von Marthas Lippen fielen, daß zwischen Vater und Sohn keinerlei geistige Gemeinschaft bestände, daß die beiden über das Notwendige des Alltags hinaus überhaupt kaum je ein Wort miteinander wechselten. Ja, Bartikow schien gegen seinen freigeistigen Sohn, von dem er fast immer in verächtlichen und wegwerfenden Ausdrücken sprach, starke Abneigung, fast Haß, zu hegen und die stete Anwesenheit des „Verrückten" — wie er ihn in seiner groben Art meist nannte — als eine Last zu empfinden, deren Druck er indessen aus irgendeinem geheimnisvollen Grunde nicht abzuschütteln wagte.

So kam Heinz darauf, nach anderen Gründen für des Bauern hartnäckige Zweifelsucht zu forschen; und da war es vor allem des Alten merkwürdig fahriges, unstetes Wesen, das ihm wieder und wieder auffiel und ihm wieder und wieder zu denken gab.

Eines Tages, als Bartikow, der in der Trunkenheit einen schweren Fall getan hatte und nun mit arg zerschundenem Knie das Bett hüten mußte, ihm zum wer weiß wievielten Male mit schier endlosen, diesmal mehr ängstlichen, als ironischen Fragen über Gott und Jenseits zusetzte, entgegnete er festen Tones, ohne einen Blick von dem gedunsenen, durch Leidenschaften verwüsteten Antlitz des Kranken zu wenden:

„Weshalb suchen Sie fortwährend die göttliche Gerechtigkeit in Zweifel zu ziehen, wo Sie ihr Walten doch an sich selbst täglich und stündlich spüren?"

„Wie denn? . . . Woran denn?" fragte der Bauer mit unsicherem Spottlachen — „daran, daß es mit mir langsam aber sicher bergab geht?"

Heinz schüttelte bedächtig den Kopf.

„Dieses Bergabgehen läßt sich leicht als natürliche, ja notwendige Folge deuten. Aber an der Stimme Ihres Gewissens, die Ihnen keine Ruhe läßt, sollten Sie spüren, daß Gott da ist. Oder wollen Sie leugnen, daß Sie nur deshalb so eifrig nach Gründen zur Bestreitung unseres Glaubens suchen, weil Sie Furcht vor dem Jenseits haben, weil irgendein Schuldbewußtsein, das Sie quält, Ihnen den Wunsch eingibt: Ach, wäre doch mit dem Tode alles aus und vorbei! . . .?"

Der Bauer war bis in die Stirn erbleicht, seine Hände zitterten und sein Blick ging stier ins Leere, während er mit bläulichen Lippen stammelte:

„Wer . . . wer hat Ihnen gesagt . . . Ich — ich hab' keine Schuld auf'm Gewissen. Keine. Höchstens die, daß ich mein schönes Gut vertrunken und verspielt habe. Ja . . . und daß ich keine Macht mehr hab' über den Vatron, den elenden, den Wilhelm . . . Aber sonst . . . ich . . . Was seh'n Sie mich so an? Ich sag' Ihnen ja . . . ich . . . ich . . . Und ich pfeif auf . . ." Wie gebannt von dem festen, nicht wankenden Blick, mit dem Heinz Vollraths klare Augen ihn durchdrangen, brach er ab. Seine breite Brust atmete schwer. Seine Lippen zuckten und bebten.

(Fortsetzung folgt.)

Bei den Mi-Ssanga's.

Eine alarmierende Nachricht ging kürzlich durch die Presse: die deutsche Grenzexpedition in Neu-Kamerun ist von dem Menschenfresserstamme der Mi-Ssanga überfallen worden. Es dürfte unsre Leser interessieren, näheres über diesen fast unbekannten Stamm zu erfahren, der es wagte, der deutschen Schutztruppe Widerstand zu leisten. Wir bringen daher an der Hand des prächtig ausgestatteten, spannenden Werkes „Vom Kongo zum Niger und Nil" des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg, das soeben bei Brockhaus erschien, mit Erlaubnis des Verlegers einige Schilderungen über die Mi-Ssanga. Dr. Arnold Schultze, der als Teilnehmer der Expedition des Herzogs gerade dieses Gebiet bereiste, erzählt:

Immer häufiger bekamen wir jetzt die Anwohner des Flusses, die kannibalischen Mi-Ssanga, zu Gesicht. Während in der freien Parklandschaft, wo an geeigneten Plätzen kein Mangel ist, die Dörfer der Eingeborenen versteckt liegen und daher wenig in Erscheinung treten, sind sie hier, wo die Auswahl an günstig gelegenen Baustellen keine große ist, auf schmale Streifen längs des Ufers beschränkt, die dem Urwald abgewonnen wurden und nach dem Wasser zu von dem senkrecht abgespülten Bord des Flusses begrenzt werden. Das Erscheinen eines Dampfers scheint für diese Naturkinder trotz des nun schon Jahre bestehenden europäischen Verkehrs immer noch ein Ereignis zu sein, denn alt und jung bildet gaffend und mit offenen Mäulern Spalier, die Weiber in dem blinkenden Schmuck gewichtiger eiserner oder messingner Beinspiralen und mit turbanartigen, unter Kopftüchern verborgenen Frisuren, die Männer schnurrig anzusehen durch die Zöpfchen, zu denen die Haare der Schläfen und oft auch die des Kinnbartes ausgeflochten sind.

Bei dem Holzplatz Likunda, den der Dampfer anlief, war ein längerer Aufenthalt geplant, weil sich am Kessel irgendein Schaden gezeigt hatte. Hier hatte ich ein kleines Abenteuer, das unter Umständen für mich recht unangenehm hätte werden können.

Da die Sonne schließlich zum Durchbruch kam, ging ich mit einem meiner Kamerunboys, dem seine Wohlbeleibtheit später den Namen „Matabum" (soviel wie „Dickwanst") eintrug, an Land. Wir verfolgten einen gewundenen Weg im dichten Sekundärwald. Auf dem Rückweg ging ich etwas vom Pfade ab, als plötzlich der Boden unter meinen Füßen schwand und ich in die Tiefe stürzte. Ich hörte, wie der Junge erschreckt „Massa, Massa" rief, und fand mich zu meiner großen Bestürzung in einer von den Mi-Ssanga geschickt angelegten Fallgrube. Zunächst sah ich gar keine Möglichkeit wieder herauszukommen, da die über drei Meter tiefe Grube sich birnförmig nach unten erweiterte und meine Versuche, an den Wänden emporzuklimmen, sofort die Erde zum Nachstürzen brachte. Aber schnell hatte sich mein Begleiter auf die Erde geworfen und mir mit Hilfe eines langen Stockes herausgeholfen, wobei ihm indessen vor Entsetzen die Tränen über seine dicken Backen liefen. Ein unbehagliches Gefühl beschlich mich bei dem Gedanken, was passiert wäre, wenn ich den Spaziergang allein gemacht hätte, und ich pries im Innern meine Gepflogenheit, im afrikanischen Busch niemals ohne Begleitung auszugehen.

Meine ethnographischen Studien waren, abgesehen von allem anderen, mit ziemlich beträchtlichen körperlichen Anstrengungen verknüpft. Ich meine damit nicht die weiten Gänge, die ich in die Dörfer machte, um Ethnographica einzuhandeln, auch nicht den Besuch der weitläufig angelegten Farmen oder der Plätze im Walde, wo die für den Kanubau bestimmten Bäume gefällt wurden, die dann, nachdem sie im Rohen ausgehöhlt waren, mit Halloh und Geschrei auf Holzklötzen bis zum Flußufer gerollt wurden, um dort durch die primitiven Aexte in mühevoller Arbeit in schlanke Fahrzeuge verwandelt zu werden. Das Anstrengende war vielmehr das Arbeiten in den schwülen, verräucherten, zwar langgebauten, aber niedrigen Rindenhäusern, die nicht immer Arabiens Wohlgerüche einschlossen. Manche Stunde mußte ich in ihnen zubringen, um Skizzen anzufertigen von den bunten, geschmackvoll geschnitzten Kopfbrettern der dicht verhangenen Schlafstellen, von der Anordnung der Räumlichkeiten oder der Konstruktion des Dachgebälks. In ihnen bemühte ich mich oft vergeblich, aus einem alten „Medizinmann" seine ängstlich behüteten ärztlichen Geheimnisse herauszubekommen, während draußen der Regen in Bindfäden zur Erde prasselte und drinnen der dichte, beißende Rauch, der keinen Abzug fand, die Augen zum Tränen brachte und den Atem benahm. Aber auch viele freundliche Erinnerungen habe ich den Stunden zu verdanken, die ich, das Skizzenbuch in der Hand, in diesem Kannibalendorf zubrachte, während ich den Eingeborenen bei ihren Hantierungen zusah oder ihren Erzählungen lauschte, die ein wunderbares Gemisch von Wirklichkeitssinn und naivem Aberglauben verrieten.

Viele Vorstellungen erinnern an ähnliche unserer Heimat, wie die, daß der Schrei der Eule den Tod eines Menschen im Dorf anzeige. Daneben finden sich andere, die höchst sonderbar berühren, aber auch manche anfangs unverständliche Handlungen der Eingeborenen erklären. So ist die tief eingewurzelte Furcht vor den Europäern zum großen Teil auf den Glauben zurückzuführen, daß diese, mit ihrer weißen Hautfarbe, Revenants seien, Seelen abgeschiedener Mi-Ssanga, die in veränderter Gestalt unter die Lebenden zurückgekehrt sind. Ueberhaupt traut man dem Weißen viele übernatürliche Fähigkeiten zu, eine Auffassung, die eine Parallele in der Rolle findet, die man den hier und da vorkommenden Albinos zuweist, denn solche gelten stets als allwissende „Medizinmänner".

Die Pietät den Toten gegenüber ist ein sympathisch berührender Zug der Mi-Ssanga, den sie mit vielen andern kannibalischen Völkern gemeinsam haben, wie denn überhaupt die Menschenfresserei gerade bei solchen Stämmen gefunden wird, die sich einer verhältnismäßig hohen Kultur erfreuen. Ein Spaziergang, den ich mit Mildbraed durch den Waldfriedhof von Likilemba machte, zeigte uns sorgfältig angelegte flache Grabhügel in runden Nischen, die aus dem krautigen Unterholz herausgeschlagen waren. Auf den Gräbern waren Gegenstände aufgebaut, an denen das Herz der Toten im Leben gehangen hatte, zierliche Erzeugnisse des heimischen Handwerks, wie kunstvoll geflochtene Körbchen, aber auch solche europäischen Ursprungs, wie Petroleumlampen, leere Konservenbüchsen u. a. Die Grabhügel der Frauen waren mit dem abgerollten, gewichtigen Beinschmuck der Verstorbenen geschmückt, der ganz so aussah wie die Spiralen von Sprungfedermatratzen und höchst grotesk wirkte. Viel Arbeit war auf die Anlage der Häuptlingsgräber verwandt, die ein großer, mehrere Meter hoher Hügel bedeckte. An verschiedenen Stellen waren, ganz wie auf europäischen Friedhöfen, Ruhebänke für die Besucher der Gräber angebracht, eine Einrichtung, die wir später bei andern Völkern wieder antrafen.

Sehr schwierig ist es, etwas über den heimlich auch heute noch hie und da ausgeübten Kannibalismus zu erfahren, natürlich deshalb, weil allgemein die schweren Strafen bekannt sind, welche die europäischen Behörden darauf setzen. Viele Gebräuche sind so tief eingewurzelt, daß sie auch der europäischen Kultur lange standhalten, und dann sind es fast stets solche, die ästhetisch am meisten von unsern Anschauungen abweichen. So war der kleine Boy von Herrn Koch — er führte den stolzen Namen „Kommandant" — bereits so weit dem Hosenniggertum verfallen, daß er mit unendlicher Verachtung auf die Leute seines Dorfes herabsah und sich nicht scheute, die ältesten Leute, wenn es ihm gefiel „You nigger" zu titulieren. Aber trotzdem war er nicht dazu zu bringen, sich von dem existierenden Gebrauch der Zahnverstümmelung auszuschließen; er hatte sich eines Tages seine prachtvollen Zähne spitz schlagen lassen, denn das Gebiß in seinem natürlichen Zustand zu lassen, entspricht nicht den Schönheitsidealen eines Mi-Ssanga.

Am meisten pflegten die Mi-Ssanga — wie alle Neger — aus sich herauszugehen, wenn sie beim Tanz waren, und niemals habe ich einen bessern Einblick in ihr Fühlen und Denken gewonnen, als bei einer Tanzfeierlichkeit, durch die eine verstorbene Frau geehrt werden sollte.

Die Feier, deren Schauplatz die breite Straße des Dorfes Mosundu war, nahm bald nach Einbruch der Dämmerung ihren Anfang. Wir hatten kaum auf unsern Feldstühlen Platz genommen, als im geheimnisvollen Schein eines flackernden Holzfeuers die Akteure, d. h. fast die ganzen Dorfbewohner, in Form einer Ellipse Aufstellung nahmen, wobei sie den Raum in der Mitte für die Tanzenden freiließen. Das Orchester bestand aus zwei Trommeln und einigen mit Kerben versehenen Raphiarippen, die wie ein Fiedelbogen über ein Stück Holz gestrichen wurden; dazu kam der nicht unmelodiöse, von Händeklatschen begleitete Gesang der in ihren Beinspiralen klappernden Weiber. Die Tänze, die sich durch fabelhafte Geschwindigkeit und Grazie der Bewegungen auszeichneten — meist tanzten nur einzelne Frauen, seltener Paare — zeigten die ganze Leidenschaftlichkeit des Schwarzen. Rasende Bewegungen des Beckens, die eine fabelhafte Gelenkigkeit und Biegsamkeit bewiesen, waren die Hauptpas bei allen diesen Tänzen. Die Beweglichkeit der Beine könnte kaum von den besten englischen Tanzgezentriks erreicht werden. Auch mittanzende Kinder zeigten dieselbe Grazie und Biegsamkeit wie die Erwachsenen.

Nach einiger Zeit wurde die Ellipse der Zuschauer und Musikanten auf einer Seite, von der aus man eine besondere Ueberraschung erwartete, offengelassen. Mit lautem Beifallsgeschrei wurde eine sonderbare Erscheinung begrüßt, die jetzt in den Bereich des flackernden Feuerscheins trat, eine Frau, deren schlanker, wenn auch schon etwas welker, mit Kaolin weiß bemalter Körper durch die einfache, aber sehr kokette Kleidung jugendlicher schien, als er unter gewöhnlichen Verhältnissen aussehen mochte. Das Hauptkleidungsstück bestand aus einem vorn offenen, hier durch einen Schurz ersetzten Rock, der aus mehreren Schichten von Raphiafasern gebildet war und breit und hoch abstand; er war fast in der Form, wie sie unsere Ballettänzerinnen tragen. Die Arme schmückten schleierartige Anhängsel aus demselben Material; auf dem Kopfe wogte ein Aufbau von

Kreisarchiv Calw
LANDKREIS CALW